Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 56 (1952-1953)
Heft: 15

Artikel: Das verlorene Paradies : eine Jugenderinnerung
Autor: Hägni, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669601

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sicht und die Kraft, sich von Vorstellungen zu befreien, die während einer langen Zeitspanne in der Erinnerung wohlbehütet und fest verankert waren.

Ich setze die Verse hierher:

«Und solang du das nicht hast,
dieses: Stirb und werde,
bist du nur ein trüber Gast
auf der dunklen Erde.»

Denn kein Zweifel: wer den wohlbegründeten Rhythmus der Natur, dem wir ohne unser Zutun unterliegen, und der uns seinen Willen aufnötigt, nicht spürt, ist ein trüber Gast auf der dunklen Erde und bleibt, heimgekehrt, in der Heimat immer ein Fremder. Doch wem es gelingt, dieses «Stirb und Werde», dem gelingt auch das Wegräumen letzter Fremdheit zwischen verwandten Seelen.

Albert Hochheimer

DAS VERLORENE PARADIES

Eine Jugenderinnerung von Rudolf Hägni

Wenn ich mir den Unterschied zwischen der Vergangenheit und der heutigen Zeit, der Zeit vor vierzig und mehr Jahren und der Gegenwart so recht eindrücklich zum Bewusstsein bringen will, rufe ich mir jene Sonntage in der Kindheit ins Gedächtnis zurück, da die ganze engere Verwandtschaft: Onkel und Tanten, Vettern und Basen, Neffen und Nichten aus Stadt und Land bei meiner Grosstante am See zu Gaste waren, um sich wieder einmal von Angesicht zu Angesicht zu grüssen, frühere Zeiten aufleben zu lassen, das Zusammengehörigkeitsgefühl zu pflegen, zu plaudern, zu lachen, Nöte und Kümmernisse einander anzuvertrauen und sich vom Herzen zu reden, Rat zu erteilen und zu empfangen.

O wie ich diese Sonntage liebte! Wie ich sie ersehnte mit allen Fasern des Leibes und der Seele — nicht bloss, weil uns Kindern da eine Reihe handgreiflicher, mit Zunge und Gaumen auszukostender Genüsse winkten, die uns sonst selten zuteil wurden — nicht bloss, weil wir da oft stundenlang, von den Grossen im Eifer des Gespräches völlig vergessen, unangefochten auf verbotenen Pfaden wandeln: durch Wiesen und über Rasen tollen, über Blumenbeete setzen, über Hecken und Zäune und auf Bäume klettern, Beeren und Obst in gesundheitlich nicht gerade empfehlenswerten Mengen schmausen und noch viele andere lockende Dinge treiben konnten — gewiss, auch das gehörte dazu, aber mehr noch war es der festliche Glanz, der über dem Ganzen lag — die patriarchalisch-gemütliche Stimmung, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das uns so recht von Herzen froh werden liess.

Es war ein schmuckes, nach heutigen Begriffen allerdings sehr bescheidenes Herrschaftshaus, wo unsere Grosstante, ich hätte fast gesagt: residierte, denn das Regieren, das Befehlen, Schalten und Walten nach eigenem Stil und in eigener Machtvollkommenheit lag ihr im Blute. Sie war, wie Gotthelf von Vreneli sagt, eine «wehrhafte, feldherrenmässige Natur». Schon äusserlich von imponierender Grösse, mit durchdringenden grauen Augen, ausgeprägten Gesichtszügen, entschiedenen, scharf abgegrenzten Bewegungen, zielbewusst in allem, was sie angriff und durchführte, erweckte sie den Eindruck einer starken Persönlichkeit, die nicht erst seit dem Tode ihres Gatten auf dem Gute das entscheidende Wort führte. Man pflegt über solche Verhältnisse zu spotten und sie als naturwidrig zu empfinden; wenn aber der Schöpfer selber sich solche «Abweichungen von der Regel» gestattet, in dem er der Frau Eigenschaften in die Wiege legt, die wir als ausgesprochen männlich empfinden und den Mann weicher schafft, als wir es an ihm gewohnt sind, sollen wir dann, nur de Gewohnheit zuliebe, starr auf einer Ordnung beharren, die den daran Beteiligten Gewalt antut?

Zwischen dem Grossonkel und der Grosstante hatte diese Frage nie viel zu reden gegeben. Der Grossonkel, ein gutmütiger, leicht beeinflussbarer Mann, der von Natur aus auf den heitern Lebensgenuss eingestellt war, hatte der Gattin von Anfang an das Steuer überlassen, wohl wissend, dass es zu seinem Heil geschehe. Und er war wirklich gut gefahren dabei, denn Frau Anna war einsichtig und grosszügig genug, ihm in dem Rahmen, den die ökonomischen Verhältnisse gestatteten, Spiel-

raum für seine Liebhabereien zu gewähren. Dazu gehörten vor allem die Flugjagd auf dem See und die Fischerei.

Im übrigen bemühte er sich, wenn man das überhaupt ein Bemühen nennen kann, einen kleinen Weinhandel, der sich in der Hauptsache auf die im eigenen Rebberg und die von den Rebbauern in der Umgegend geernteten Trauben stützte, zu bescheidener Blüte zu bringen, was ihm auch so ziemlich gelang.

So änderte denn äusserlich nicht viel, als der Onkel — viel zu früh nach menschlichem Ermessen — zu den Vätern abberufen wurde, und Frau Anna allein mit Hilfe von Knecht und Magd, später von Onkel Jakob und Tante Ulrike, das Heimwesen betreuen und bewirtschaften musste. Und wenn nun die ganze engere Verwandtschaft zweimal jedes Jahr sich um sie versammelte, einmal im Frühling und einmal im Herbst, so verkörperte sie nicht bloss in einem äussern Sinne, weil sie Gutsherrin und Gastgeberin zugleich war, den Mittelpunkt der ansehnlichen Gesellschaft, sondern auch kraft der ihr vom Schöpfer verliehenen Tugenden und Fähigkeiten. Sie brauchte sich nicht als Herrin aufzuspielen, sie war es ungewollt, und mancher geriebene Geschäftsmann, der die alleinstehende Witfrau leichthin zu übernehmen gedachte, konnte ein Liedlein singen von ihrer Hartnäckigkeit, Klugheit und Geschäftskenntnis.

Trotzdem war ihr weibliches Empfinden nicht fremd, so dass ihr Regiment nichts Abstossendes, Bedrückendes an sich hatte. Ihm lag viel mehr jene wahre, auf innerer Tüchtigkeit fussende Ueberlegenheit zugrunde, die auch die Kinder respektieren, weil sie ihrem Bedürfnis nach Verehren- und Liebenkönnen entgegenkommt, und so erscheinen mir denn diese Familienzusammenkünfte in der Erinnerung nicht bloss als Tage der Freude schlechthin und des höchsten kindlichen Glückes, sondern darüber hinaus auch als Anlässe, die den Familienstolz weckten und im Kinde das stumme Gelöbnis zeitigten, dem Verband zeitlebens Treue zu halten und sich seiner würdig zu erweisen.

Mit diesem Gut, das inzwischen längst in fremde Hände übergegangen ist, sind meine schönsten Jugenderinnerungen verknüpft, weil ich dort auch immer wieder herrliche, ungetrübte Ferientage verbringen durfte. Sozusagen mit jedem Baum, jedem Strauch, jedem Stein, jedem Fuss breit Land verbindet mich ein persönliches Erlebnis.

Ich könnte jetzt des langen und breiten von den Kirschen, Zwetschgen und Pflaumen, Birnen, Aepfeln und Trauben erzählen, die in diesem Kanaan unserer Jugend heranreiften, aber bis ich sie alle mit ihren «Vorzügen und Nachteilen» vorgestellt und gewürdigt und jedem Baum nach seiner Gestalt und seinen Eigentümlichkeiten geschildert hätte, wäre dem Leser wohl längst die Geduld ausgegangen, denn im Grunde genommen sind das ja alles Dinge, die nur für den, der sie selber erlebt hat, Reiz und Bedeutung genug besitzen, um das Interesse wach zu halten.

Aber von einem andern beglückenden Erlebnis muss ich doch noch rasch sprechen, weil ein unendlich wohliges, sommerliches Gefühl für alle Zeiten für mich damit verbunden ist: Ich meine jenes schläfrige Gegacker der Hennen im Hühnerhofe, dessen Gitter von Himbeersträuchern überwachsen war wie das Schloss im Märchen. Was gäbe es sonst noch auf der Welt, das in so glückhafter Weise sommerliche Müdigkeit und wohlige Schläfrigkeit zum Ausdruck bringt wie dieses traumverlorene Gackern der Hennen an einem heissen Sommernachmittag auf einem einsamen Bauernhof! Ihr fremden Menschen, die ihr jetzt ahnungslos auf jenen Pfaden schreitet, ohne Wissen um all die Glücksmöglichkeiten, die da für uns verborgen lagen, hat euch nicht das Herz gezittert, als ihr daran ginget, diese glückverschworene Wildnis niederzulegen — sie euerer nüchternen Ordnungswut zum Opfer zu bringen? Und die Meislein und Zeisige und Rotschwänzchen, die dort jeweils ihre Nestchen bauten, haben sie mit ihrem verzweifelten Piepsen euch nicht an das Herz gerührt?

Genau so wie ein munteres Vögelein hüpfte vor Freude jeweils mein Herz, wenn wir von der Seestrasse einbogen in das schmale Weglein, das zu dem Glückshof hinunterführte, die lange Hauswiese in zwei Streifen teilend. Wo die Wiese aufhörte, mündete das Weglein auf den stattlichen, bekiesten Vorplatz, der den bescheiden-herrschaftlichen Charakter des Gutes noch unterstrich. Schon dass der Kies so verheissungsvoll unter den Tritten knirschte! Bei Nacht trat man unwillkürlich leiser auf, um die schlafenden Geister nicht zu wecken!

Dieser Platz war auf drei Seiten von Gebäuden umgeben. Zur Linken grüsste das breitgiebelige, freundlich geweisste Gesindehaus, wo Knecht und Magd, später Onkel Jakob und Tante Ulrike wohnten. Daran angebaut war ein grosser Schopf, der zur Aufbewahrung von landwirtschaftlichen Geräten und Wagen und uns Kindern als Versteck diente. Gegenüber auf der andern Seite schlossen

Stall und Scheune den Platz ein. Die Vorderseite nahm das Herrschaftshaus ein, wo die Grosstante ihre Regiment ausübte.

Dass das Vieh im Stall sich unserer besonderen Aufmerksamkeit erfreute, versteht sich von selbst, da ja alles Lebendige die Kinder gefangen nimmt. Auch die Futterlücken übten einen starken Eindruck auf mich aus. Sie flössten mir — bei dem Halbdunkel, das dort stets herrschte! — immer ein leises Gruseln ein; mir war, sie prüften mich wie ein lebendiges Wesen mit durchdringenden Augen auf Herz und Nieren — oder war es, weil von Zeit zu Zeit und gewöhnlich, wenn man sich dessen am wenigsten versah, plötzlich der Kopf einer Gehörnten mit starkem Schnaufen und «Mahlen» durch die Lücke stiess.

Von hier aus konnte man in die unter der Scheune und dem Herrschaftshaus gelegenen grossen Keller und von dort direkt in die Wohnstube der Grosstante hinauf gelangen. Diese Passage war uns zwar verboten, da die steilen, geländerlosen Treppen in der Dämmerung nicht ohne Gefahr zu begehen waren. Aber welches gesunde, gerade gewachsene Kind hätte sich durch ein bisschen Gefahr je von einem Vorhaben abschrecken lassen! Diese mit dunkeln Ecken und Winkeln verschwenderisch ausgestatteten Räume waren ein Paradies für uns abenteuerhungrige Kinder. Die hohen, gewölbten Keller mit den grossen Fässern warfen jeden Laut mit doppelter Stärke zurück, was den Eindruck des Unheimlichen noch erhöhte. Wenn ich künftig in meinen Träumen durch weite, unterirdische Gelasse geführt wurde, standen diesem Geschehen die Keller der Grosstante zu Gevatter.

War man von aussen her — nach mehreren Stationen, denn man musste doch im Vorbeigehen schnell einen flüchtigen Blick auf all die vorhandenen Herrlichkeiten werfen! — vor der Türe des Herrschaftshauses angelangt, so wartete dort eine neue Ueberraschung auf uns. Diese Türe wurde nämlich durch einen Kettenzug von der höher gelegenen Wohnstube aus geöffnet. Das war für uns Kinder eine so nervenerregende Angelegenheit, dass dieser Kettenzug an solchen Besuchstagen kaum je «zur Ruhe kam»; jede Nichte und jeder Neffe, jeder Onkel und jede Tante, jede Base und jeder Vetter mussten natürlich einzeln eintreten. Es war bei Todesstrafe verboten, dass zwei oder mehr Personen zugleich über die Schwelle traten! Auch dieses Vergnügen wollte bis zur Neige ausgekostet sein. Und die Grosstante erteilte grossmütig, wie sie war, ihren Segen dazu.

Im Hausgang begrüssten einen alsdann jene vielversprechenden Gerüchlein und Düfte, die sich trotz aller Vorsichtsmassregeln durch irgendeine Ritze in das angrenzende Vorzimmer und von da in den Gang hinaus hatten flüchten können. Der Willkommgruss der Grosstante klang gewiss so herzlich, wie man es nur von einer Grosstante, der eigene Kinder versagt geblieben waren, erwarten konnte, aber diese Gerüche, Vorboten kommender Herrlichkeiten, sprachen doch noch eindrücklicher und verheissungsvoller zu uns! Und dabei wenden wir heute all unsern Scharfsinn auf, um die Küche derart im Hause unterzubringen, dass ja kein Gerüchlein mehr an unberufene Nasen dringe! Unnötige Mühe, falsche Vorsicht! Von den Kindern sollten wir uns sagen lassen, wie und wo Küchen unterzubringen sind! Wir könnten dann hören, dass dieser Vorgeschmack den wirklichen Genuss noch um ein Mehrfaches übertrifft, und wie verkehrt es darum ist, solche Gelegenheiten und Möglichkeiten beschneiden oder gar ausschalten zu wollen. Was Wunder, dass wir beim Treppensteigen immer mindestens eine Stufe unterschlugen, um möglichst rasch in dem kleinen Stübchen zu stehen und eines dieser wunderbaren Gerüchlein aus der angrenzenden Küche zu erhaschen! Leider war eben auch hier der «Eintritt für Unberechtigte verboten», und dazu gehörten alle, die keine weisse Küchenschürze auf dem Leibe trugen und damit bekundeten, dass sie zum Geschlecht der Küchenfeen gehörten, also auch wir Kinder! Und es wurde keine Ausnahme von der Regel geduldet, denn die Küche erwies sich bei solchen Gelegenheiten ohnedies als zu klein, und die Grosstante hielt auch hier streng auf Ordnung und Zucht.

Wollte es aber der Zufall, dass die so streng gehütete Pforte sich just während unserer Anwesenheit einmal auftat, und konnten wir rasch einen Fetzen der dahinter sich bergenden Herrlichkeiten erspähen, waren wir überglücklich und teilten die Entdeckungen unsern Gespanen mit wichtiger Miene, Finger am Munde, mit. Und war dann gar der Augenblick gekommen, wo die dienstbaren Geister mit den grossen, dampfenden Kaffeekannen und Milchkrügen und den mächtigen Platten mit den knusperigen Pasteten auf der Schwelle erschienen, bordete die Freude über alle Dämme. Von daher mag es kommen, so beschämend dieses Geständnis für mich sein mag, dass das Gefühl höchstens Glückes für mich irgendwie mit dem Geruche von heissem Kaffee und dem seidigen Knistern von Pasteten verbunden ist. Aber der

Kaffee und die Pasteten machten es doch nicht allein, es war alles zusammen: die lieben Menschen, die die lange Tafel besetzt hielten und da nach Herzenslust assen, tranken, schwatzten und lachten, die altmodischen, gemütlichen Porzellantässchen und -teller mit den romantischen Landschäftchen darauf — der Grossvaterstuhl in der Ecke mit dem geblümten Stoffschemel davor, das alte behäbige Sofa mit der geschweiften Rückenlehne und den an Schnüren von der Wand niederbaumelnden Kopfpolstern und der grosse, runde Spiegel mit dem verschnörkelten Goldrahmen darüber. Und es war ausserdem der schöne Frühlings- oder Herbsttag, der durch die Fenster blaute und leuchtete — aber, wer weiss, vielleicht war es in Wirklichkeit gar nicht immer so blau und strahlend, wie meine Erinnerung es wahr haben will, vielleicht hat meine Phantasie erst nachträglich alle diese Tage in Sonnentage umgedichtet, weil uns dabei so sonntäglich zumute war.

Einmal aber, entsinne ich mich, wurde das Gespräch am obern Tischende, wo die Erwachsenen sassen, plötzlich lauter und heftiger als sonst, so dass wir Kinder verstummten und erschreckt hinhorchten. Sie sprachen alle gemeinsam auf Tante Ulrike ein, fast beschwörend, und schienen ihr Vorwürfe zu machen, soviel verstanden wir. Auch der Name von Onkel Jakob, ihrem Manne, wurde dabei genannt, und erst jetzt fiel mir ein, dass sich dieser an solchen Zusammenkünften nie blicken liess. Aber daran hatte wir Kinder uns im Laufe der Zeit gewöhnt. Ich hatte schon allerlei darüber munkeln hören, ohne recht klug daraus zu werden. Wir Kinder gingen Onkel Jakob aus dem Wege, weil er nur selten ein Wort mit uns sprach und meistens ein mürrisches, abweisendes Gesicht zur Schau trug.

Als ich nach einer Weile, nachdem ich mich inzwischen wieder meinen kleinen Gespanen zugewandt, zu Tante Ulrike hinblickte, hatte sie Tränen in den Augen. Das Gespräch war jetzt beinahe verstummt; sie sprachen nur noch mit halber Stimme, weil sie sich unser plötzlich wieder erinnerten und auf uns aufmerksam geworden waren, und alle hatten ernste und traurige Gesichter. Auch die Sonne draussen war plötzlich verschwunden — war sie es wirklich, oder kam es mir nur so vor? — und zum erstenmal in meinem Leben ging mir so etwas wie eine Ahnung auf von einem drohenden Verhängnis — als ob dies alles einmal ein Ende nehmen müsste! Unterdessen aber hatten die Erwachsenen die Sprache wieder gefunden, da wurde auch ich wieder froh und scherzte und lachte mit meinen kleinen Vettern und Bäschen um die Wette wie zuvor.

Das Verhängnis ist dann später wirklich eingetroffen, nämlich an jenem schwarzen Tage, als Onkel Jakob, der auf die Grosstante nie gut zu sprechen war, angeblich, weil sie ihm zu wenig Freiheit liess, von seiner abendlichen Fahrt auf dem See nicht mehr zurückkehrte und erst einige Tage später als Leiche aus den Fluten gezogen wurde. Man hat nie mit Sicherheit feststellen können, ob er einem Unglücksfall zum Opfer fiel oder freiwillig aus dem Leben schied. Ein Verhängnis für die ganze Verwandtschaft wurde sein vorzeitiger Tod insofern, als vornehmlich aus diesem Grunde nach dem Tode der Grosstante das Gut der Familie verloren und in fremde Hände überging.

Es scheint also das Schicksal jedes Paradieses auf Erden zu sein, dass es uns schliesslich abhanden kommt, oder vielleicht erscheint es uns in der Erinnerung nur darum als Paradies, weil es uns inzwischen verloren ging.

Alles Dunkle will ich von mir streifen

Weisser Schmetterling, oh lass mich so wie du
Ueber sonnengoldne Felder schweben,
Durch des Sommers reife Ruh
In ein helles, gutes Leben!
Alles Dunkle will ich von mir streifen,
Nur dem Lichten sei die Seele aufgetan;
Meines Lebens Früchte wollen reifen,
Und es steig und sinke mit der Sonnenbahn.

Rudolf Weckerle